

Die Dachlucke

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **187 (1908)**

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374394>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wordenen Mädchen abgewendet hatten? Nein! diesen Gedanken wies er weit von sich. „Hoffe!“ hatte sie ihm gesagt, als er ihr beim Abschied, überwältigt vom bitteren Trennungsweh, seine Liebe gestanden hatte, „hoffe, und wenn Du wiederkehrst, will ich mich erklären.“ Das war kein Jawort gewesen; lag aber darin nicht ihre Zusicherung: „mein Herz bleibt frei, bis Du wiederkehrst?“

Ein Jahr war vorüber gegangen. Im festlich geschmückten Wohnzimmer Hubers saß eine Gesellschaft froher, glücklicher Menschen beisammen. Morgen wird Franz seine Braut zum Altar führen und heute feierte Karl seine Verlobung mit Louise. Er hatte nicht vergebens gehofft. Vor wenigen Wochen war er aus der Fremde heimgekehrt und sein erster Gang war zu ihr gewesen. „Du kommst, meine Antwort einzuholen, Karl. Weißt Du, daß mein Vater sein ganzes Vermögen verloren hat, daß Du also um ein armes Mädchen freist?“

„Werde mein und ich bin reich genug, Dir den Mammon zehnfach zu ersetzen. Diese Arme werden für Dich sorgen, Dich durch's Leben tragen!“ „So bin ich Dein!“ Ein inniger Kuß besiegelte den schönen Bund.

„Stoß an, alter Freund“, sagte Huber zu Haller, „auf's Glück und Wohlergehen unserer Kinder! Wir waren Freunde seit unsern Jugendjahren und bleiben's bis an unser Ende. Dir hab' ich's zu danken, daß ich dies Haus heute mein eigen nenne; 's hat Platz genug drin auch für Dich. Du wirst zu mir ziehen und Deine alten Tage hier in Frieden beschließen. Abgemacht, Deine Hand drauf!“ Da erhob sich der alte Haller und zu seinen Kindern gewendet sprach er in tiefer Bewegung: „Gottes Segen über Euch, meine Kinder! Nicht auf Geld und Gut bauet Euer Glück, sie sind ein treulofer Besitz. Seid glücklich und machet glücklich, indem Ihr werdet, was Euch zu sein gegeben ist, damit Ihr an Euch erfahret den Segen der Arbeit.“

Die Dachlucke.



Mutter Meier verlangt von ihren Kindern unbedingten Gehorsam. Eines Nachmittags erhebt sich ein Sturm, und sie schickt ihren Sohn John nach oben, um die zum flachen

Dach führende Luke zu schließen. — „Aber Mutter“, sagt John. — „John, ich sagte Dir, Du sollest die Luke schließen!“ — „Ja, aber, Mutter“ — „John, mach die Luke zu!“ — „Gut, Mutter, wenn Du es sagst, aber“ — „John!“ — John stieg langsam nach oben und schloß die Luke. Der Nachmittag schritt vor, und draußen heulte und wütete der Sturm. Zwei Stunden später versammelte sich die Familie zum Tee, und als das Mahl halb vorüber war, hatte sich Tante Mary, die bei Mutter Meier wohnte, immer noch nicht eingestellt. Mutter Meier stellte nun Erkundigungen an, brauchte aber nicht viele Fragen zu stellen, denn John beantwortete gleich die erste: „Die ist auf dem Dache, Mutter...“

Der bekannte Luzerner Staatsmann Dr. Casimir Pfyster wurde in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts von einem Gegner auf Pistolen gefordert. Pfyster nahm an, mit der schärfsten Bedingung — „einer muß liegen bleiben!“ Sekundanten wurden bezeichnet, Zeit und Ort im Güttschwald genau bestimmt. Der Gegner erschien genau wie abgemacht, aber Pfyster erschien nicht. Nach einer Stunde Wartens begaben sich die Sekundanten zu diesem, den sie ruhig im Bett liegend antrafen. Auf ihre Frage, was das zu bedeuten habe, erwidert er ruhig, das war meine Bedingung, daß einer liegen bleibe und da wollte ich lieber liegen bleiben. Der Gegner hatte für den Spott nicht zu sorgen.